

# IM NAMEN DER QUALI- TÄT

Evaluationen können unangenehme Folgen haben, besonders für Lehrbeauftragte ohne feste Anstellung. Das Zusammenleben an den Hochschulen prägen sie aber so oder so.

ANNA CHUDOZILOV (Text)

Kreuz für Kreuz fällen Studierende Ende Semester ihr Urteil. Ging es zu schnell, eher zu langsam, oder war das Tempo der Vorlesung gerade richtig? War der Dozent «kooperativ und aufgeschlossen»? Hat er die Veranstaltung «lebendig und engagiert» gestaltet, verständliche Beispiele gewählt? Das und noch viel mehr will die Universität Bern von ihren Studierenden wissen. Wie ein Hotel, das Wert auf ausgezeichneten Service legt, befragt die Uni Semester für Semester ihre «Kunden». Aus Professoren wird Personal, das offenbar so einiges falsch machen kann.

«Gerade für Professoren mit langjähriger Lehrtätigkeit ist es oft nicht einfach zu akzeptieren, dass sie nun von Studierenden beurteilt werden. Die universitären Hierarchien stehen für einen Moment auf dem Kopf», sagt Kalinka Huber, die an der Universität Bern für den Bereich «Evaluation und Akkreditierung» verantwortlich ist. Bis vor wenigen Jahren war es undenkbar, dass Studierende didaktische oder gar fachliche Kompetenzen ihrer Dozenten beurteilen. Heute gehört das Ausfüllen der Fragebogen zu den wiederkehrenden Ritualen an jeder Universität. Rund 30 000 Fragebogen werden alleine an der Uni Bern jedes Jahr ausgewertet.

Kalinka Huber betont, dass es bei Evaluationen nicht um Kontrolle gehe: «Wir möchten einen Dialog darüber anregen, was gute Lehre ausmacht.» Tatsächlich sind Dozierende verpflichtet, die Resultate mit den Studierenden zu besprechen. Doch die Aussprache beschränkt sich nicht immer auf eine Debatte zwischen Studierenden und ihren Lehrkräften. Verantwortliche in Dekanaten, Instituten und Seminaren erhalten ebenfalls Auszüge der Evaluationen. Fällt ein Urteil schlecht aus, stehen weitere Gespräche an: mit dem Dekan etwa oder Mitarbeitern der Hochschuldidaktik. Diese sollen Dozierende dabei unterstützen, ihre Lehre – und das ist irgendwie fast schon revolutionär – auch nach den Bedürfnissen und Erwartungen der Studierenden auszurichten. Was die 1968er meist vergeblich forderten, ist heute Realität.


«Schaut man sich die Evaluationen der letzten zehn Jahre an, kann man sehen, wie sich die Wahrnehmung der Rolle von Professorinnen und Professoren geändert hat», erläutert Kalinka Huber. Zunächst haben Studierende beispielsweise die Verwendung und Herausgabe von Skripten durchgesetzt, heute fordern sie, dass man die Folien zu einer Lehrveranstaltung schon zwei Tage im Voraus im Internet abrufen könne. «Das zwingt manche Dozenten, ihren Unterricht

neu zu konzipieren», sagt Huber. Viele hätten ihren Veranstaltungen am Vorabend den letzten Schliff verpasst, nun diktieren die Studierenden eine andere Planung.

An der Universität St. Gallen haben Studierende ergänzend zu den Erhebungen der Hochschule ein eigenes Evaluationssystem geschaffen. Im Gegensatz zum primär quantitativen Ansatz, den die Hochschule in den Evaluationen verfolgt, setzten sie auf kleine Gruppen, die Dozierenden ein qualitatives Feedback geben. Doch auch hier wird mit standardisierten Beurteilungsbogen gearbeitet und sichergestellt, dass die Feedbacks vergleichbare Resultate liefern. Seit etwa fünf Jahren evaluieren Studierende alle Pflichtveranstaltungen. «Meistens sind Dozierende sehr dankbar für unsere Rückmeldungen», sagt Theresa Niederle. Die Studentin ist als Mitglied des Vorstands der Studentenschaft für die Koordination der Evaluationen verantwortlich.

Peter Lindstrom, Leiter des Servicecenters für Qualitätsentwicklung an der Universität St. Gallen, ist begeistert vom Engagement der Studierenden. Seine Abteilung hat die Studierenden bei der Ausarbeitung ihrer Evaluationsinstrumente massgeblich unterstützt. «An persönlichen Abrechnungen ist niemand interessiert», betont Theresa Niederle. Vielmehr gehe es darum, dass Studierende einen Beitrag dazu leisteten, dass ihre Abschlüsse höchsten Ansprüchen genügten. Denn schlechte Lehre produziere keine guten Absolventen.

Schlechte Evaluationen haben einen Professor wohl noch nie den Lehrstuhl gekostet. «Wenn wir aber feststellen, dass jemand für den Unterricht auf einer bestimmten Stufe wenig geeignet ist, setzen wir die Person entsprechend anders ein», sagt Peter Lindstrom diplomatisch. Für externe Lehrbeauftragte können unbefriedigende Evaluationen durchaus zur Folge haben, dass sie bei der Vergabe von Aufträgen nicht mehr berücksichtigt werden. Andererseits können etwa Assistierende



mit guten Evaluationen die Qualität ihrer Lehre dokumentieren und bei Stellenwechseln damit punkten.

Qualitativ hochstehende Lehre zu garantieren ist für Universitäten offensichtlich wichtiger geworden. Das sieht man auch daran, dass Evaluationsstellen, wie sie heute überall bestehen, erst seit kurzem selbstverständlich sind. Vor 20 Jahren waren Evaluationen nirgends institutionell derart verankert wie heute. «Sieben Jahre lang haben wir alle Programmstufen systematisch und flächendeckend evaluiert. Über diesen Zeitraum mussten wir eine gewisse Evaluationsmüdigkeit feststellen», sagt Peter Lindstrom. Deshalb evaluiert die Universität St. Gallen seit vergangem Semester die Lehrveranstaltungen selektiver.

Evaluationen sind noch immer ein relativ neues Phänomen, vieles muss sich offenbar noch einpendeln. Das gilt auch für die Methodik. An der Universität Zürich hält man elektronische Umfragen zurzeit für die effizienteste Befragungsmethode, Gleiches gilt für die ETH Zürich. Die Universität Bern hingegen setzt ganz auf Fragebogen auf Papier. Doch Evaluationen, daran zweifelt heute niemand, sind ein Ritual, das Universitäten und die Rollen ihrer Angehörigen noch lange massgeblich mitprägen wird. ✕